

"Wippwapp" [Schluss]

Autor(en): **Franck, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 45

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst 10. November 1934
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

Zu schrill der Tag. Von Jakob Hess.

Zu schrill der Tag,
Zu hart die Plag',
Zu laut das Glück!
Oh zieh' dich, Herz
Vor Lärm und Scherz
In dich zurück.

Verschliess' das Tor,
Verstopf' dein Ohr,
Verrammle dich!
Oh Welt, lärm' zu!
Erwache du
Mein andres Ich!

Und webe sacht
In Schicksalsnacht
Am innern Heil;
Tost's noch so schrill,
Oh, halt' dich still
Und wirk' dein Teil.

„Wippwapp“. Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München.

19

Weil die Diebstähle nach einiger Zeit wieder einsetzten, machte man sich den Rat der Hamburger Polizei zunutze, der Verdächtigen eine Falle zu stellen und sie auf diese Weise zu überführen.

Die Bürgermeisterin „vergaß“ eines Nachmittags, als die Schustersfrau aus den Baraden wieder einmal mit geflickten Schuhen erwartet wurde, auf dem Tisch neben der Haustür im halbdunkeln Flur einen silbernen Leuchter.

Sobald Rifelchen mit ihrem Korb auf dem Arm aus dem Haus des Bürgermeisters trat, kam der Gendarm wie zufällig aus der Nebenstraße. Er versperrte der an ihm Vorbeigehenden durch einen Seitentritt den Weg und sagte halbblaut, aber mit obrigkeitlichem Nachdruck: „Korb auf!“

Rifelchen legte schützend die Rechte über den Dedel und versuchte mit erstickender Stimme zu fragen: „Warum?“

„Gehst keinen auf der Welt was an als mich!“ fauchte der Gendarm.

„Es sind nur zwei — nein: drei Paar wieder zurechtgemachte Schuhe darin, die ich noch schnell austragen muß“, fladerte Rifelchens Stimme auf.

Da riß der Gendarm den Henkelkorb von ihrem Arm herunter und öffnete ihn. Auf seinem Boden, unter Schuhen versteckt, lag der silberne Leuchter der Bürgermeisterin.

„Mittkommen!“ befahl — nun ohne seine Stimme zu mäßigen — der Gendarm und führte die Ertappte, hinter der sich sehr schnell die Schuljugend, fingerzeigend, Hohnworte ausstoßend, sammelte, auf das Rathaus.

Dort stand Rifelchen alles ein. Unbesehen unterschrieb sie das Protokoll des polizeilichen Verhörs. Denn Rifelchen

hatte nur einen Gedanken, nur einen Wunsch: Nicht auf dem Rathaus behalten! Nicht zum Amtsgericht schiden! Nicht von Gust trennen!

Man verständigte sich durch Blicke, daß Fluchtverdacht nicht vorliege und entließ sie bis zur gerichtlichen Verhandlung, die ihr teuer zu stehen kommen werde, in ihre Wohnung.

Rifelchen bog atemlos von der Aderstraße in die Baraden ein. Ihr Fuß stockte. Ihre Gedanken verwirrten sich. „Gust weiß schon alles!“, hatte eine schrille Stimme in ihren Lauf hineingerufen. Vermutlich, um sie anzuhalten. Aber Rifelchen war nicht in Schritt gefallen, sondern weitergelaufen, schneller als je in ihrem Leben. Was war das? Gust weiß alles und ... und ... Rifelchen machte mit Mühe die Stubentür auf. Gust wahrte es nicht. Rifelchen zog die Tür — so laut, daß sie darüber erschrak — hinter sich zu. Gust hörte nicht auf mit seinem Hämmern.

„Gust“, bat Rifelchen zaghaft.

Der hämmerte.

„Gust!“, rief Rifelchen aus den Tiefen ihres Herzens herauf.

Der hämmerte.

„Gust, hörst du mich nicht?“, schrie die fassungslose Frau an der Stubentür. „Gust, siehst du mich nicht? Ich bin da, Rifelchen.“

Gust hämmerte.

Da fing Rifelchen an zu weinen.

„Ich konnte nicht anders“, schluchzte sie. „Ich hab's gut mit dir gemeint. Um deinetwillen hab' ich es getan.“

Nicht um meinetwillen. Es war trotzdem Unrecht. Ich weiß. Ich will auch alles auf mich nehmen. Auf mich allein. Du sollst keinen Schaden dadurch haben. Und keine Schande. Ich hab's ohne dein Wissen und gegen deinen Willen getan. Ich werde es büßen. Es wird nicht über meine Kräfte gehen. Wenn du mir vergibst. Denn sonst kann ich, sonst will ich nicht mehr leben!"

Auch jetzt, trotz seines Unwillens über die Selbstdemütigung seiner Frau, brachte es Gust nicht bis zu einem widersprechenden „Am!" Er richtete die Gebeugte auf, geleitete sie zu einem Stuhl. Setzte sich, Hand in Hand, neben sie.

Da kamen Rifelchen die Worte. Sie versuchte, ihr Tun zu erklären. Sie brachte Entschuldigungen vor. Wurde inne, daß ihr Unrecht mit allen Erklärungen und Entschuldigungen nicht aus der Welt zu schaffen war. Verlegte sich aufs Bitten. Suchte hinter erneutem Weinen Schutz.

Gust schwieg zu den Anschuldigungen und Selbstvorwürfen, zu den Erklärungen und Verteidigungen, zu dem Bitten und Weinen. Aber er ließ Rifelchens Hand nicht aus seiner Hand.

„Wenn doch ein Wort über seine Lippen käme!“, stöhnte Rifelchen. „Wenn er mich doch schelten möchte! Oder schlagen! Womit er will! Meinetwegen mit dem Knieriemen! Es wäre leichter als dieses Schweigen.“

Aber durfte sie es denn leicht haben? Hatte sie nicht das Schwere, das Allerschwerste von ihm als Strafe verdient? Gewiß, doch es gab so Schweres, daß es über Menschenkräfte ging, es zu tragen. Dazu gehörte dieses Schweigen „Gust!“

Und von neuem redete Rifelchen auf den neben ihr Sitzenden ein. Viele Stunden lang.

Gust schwieg.

Aber er hielt Rifelchens Hand in der seinen. Viele Stunden lang.

Schließlich ließ die Reumütige sich an diesem Zeichen der Verbundenheit genügen, mehr noch: dankte Gust dafür.

Denn wieviel weniger war das mildeste Wort, war selbst das; „Ich vergebe dir!“

Noch als sie sich schlafen gelegt hatten, hielt Gust Rifelchens Hand, die immer wieder ins Zittern zu fallen drohte, mit seiner Hand fest.

*

Während der Verhandlung vor Gericht gestand Rifelchen alle Entwendungen, die ihr vorgehalten wurden, unumwunden ein. Sogar bei solchen nickte sie zustimmend, die nicht auf ihr Schuldkonto gehörten.

Warum sie die Diebstähle begangen habe? wollte der jugendliche Amtsrichter wissen.

Ob die Kunden denn die Arbeit nicht bezahlt hätten?

„Manche überhaupt nicht. Andere so spät, daß es genau so gut oder vielmehr genau so schlecht war, als wenn sie nicht bezahlten.“

Vielleicht zeigt Herr Amtsrichter mir einen Weg, den ich selber, nicht Gust — nein, mein — mein Mann hätte gehen können?“

Ein Duzend Wege für einen! Waschen, Reinemachen, Gliden, Plätten.

„Wochenlang habe ich mich als Wäscherin, Fließfrau,

Reinmachefrau Haus bei Haus angeboten. Bin aber überall abgewiesen.“

Blöcklich erhob sich Gust, der auf der Zeugenbank saß.

Alle seien schuldig, schrie er, ehe ihn jemand zurückhalten konnte, alle, die ganze Stadt; er und sein Rifelchen hätten nur versucht, Bezahlung für ihre geleistete Arbeit zu bekommen.

Auf eine nicht schöne, aber notwendige Weise: durch Selbsthilfe. Warum hatten die Leute an der Hohen Straße sie so lange auf ihr Geld warten lassen, bis es nichts mehr wert war? Bis sie sich für eine Tagesarbeit hinter seiner Schusterkugel nicht mehr das Salz aufs Brot kaufen konnten? Wieviel weniger das Brot! Warum?

Nicht als Angeklagte sähe Rifelchen da! rief Gust dem Richter zu. Nicht als Zeuge stehe er vor ihm. Sondern Ankläger wären sie. Nicht Gnade wollte er, wollten alle, die mit ihm in derselben Verdammnis waren. Nicht Unterstützung. Nicht Almosen. Sie wollten ihr Recht, ihr durch Gesetz und Siegel verbrieftes Recht.

Der Amtsrichter hatte unterdes nach dem Stadtgendarm geschickt. Als der Schnaubbärtige endlich angepustet kam, befahl er ihm, Gust auf der Stelle zu verhaften und in das Gefängnis abzuführen.

Der Erschöpfte, der nur mit Hilfe des Gerichtsdieners seinen Sitz wiedergefunden hatte, ließ nunmehr alles willig über sich ergehen.

Die Gerichtsverhandlung gegen Friederike Micheelsen wurde wieder aufgenommen. Sie endete damit, daß die Angeklagte wegen Diebstahls in 29 Fällen zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteilt wurde.

Rifelchen lächelte.

Wie sie über ihre Verurteilung lachen könne? fuhr der Richter sie an.

„Darüber freue ich mich nicht“, antwortete Rifelchen, „sondern — —“

„Seraus mit der Sprache!“

„Sondern darüber, daß Gust bei mir bleibt.“

*

Der Gefängnisdirektor hatte in der Tat Erbarmen mit Gust, der ohne seine Frau verlassen da stand wie ein kleines Kind, dem die Mutter abhanden gekommen ist.

Auf eigne Verantwortung wies er Gust und Rifelchen in dem überfüllten Stadtgefängnis eine gemeinsame Zelle an. Da draußen während des Herbstes im Jahr des Unheils 1923 alles drunter und drüber ging, kümmerte sich kein Vorgesetzter, kein Untergebener um diesen Verstoß, der hinter Gefängnismauern gegen eine Beamteninstruktion gemacht wurde.

Als dann auch Gust wegen Ungebühr vor Gericht und Beleidigung ehrenwerter, in öffentlichen Diensten stehender Männer bis hinauf zur höchsten Spitze zu einer empfindlichen Gefängnisstrafe verurteilt war und die Frage nach seiner Beschäftigung antwortheischend da stand, schlug Rifelchen vor: man möge doch Gusts Schustertisch und Schusterhüfer mit allem Zubehör aus den Baracken holen. Auf keine andre Weise werde er sich für die Gefängnisleute so nützlich machen können wie vor seiner Schusterkugel. Zumal wenn sie Gust bei der Schusterei hilfreich zur Hand gehe. Was sie früher

an der Hohen Straße, als ihnen die Schuhe und Stiefel noch ins Haus gebracht wurden, ja unzählige Male getan hätte.

Der Gefängnisdirektor willigte ein.

Am nächsten Tag saß Gust wieder auf seinem Schusterhücker.

Nach einer Woche sagte Rikeldchen des Abends, als er den Schusterhammer — befreit über das Tun seines Tages — aus der Hand legen wollte, zu dem bis zum Gefängnischuster Herabgesunkenen: „Eigentlich haben wir's gut!“

„Mmm“, wich Gust einer Antwort aus.

„Wir haben's warm. Wir bekommen zu essen. Wir haben Arbeit.“

Gust wies mit dem Hammer nach dem vergitterten Fenster der Zelle.

„Wenn man's nicht ansehen kann, ohne daß es einem wehtut“, gab Rikeldchen zur Antwort, „obwohl man dadurch nicht nur von der Welt abgesperrt, sondern auch vor ihr geschützt ist — aber wenn man's nicht sehen kann und mag, dann muß man nach der andern Seite blicken. Uebrigens scheint auch durch vergittertes Fenster die Sonne. Sieh nur deine Schusterkugel! Das Abendrot hat sich draußen selbst auf der Hohen Straße nicht schöner darin spiegeln können als hier.“

„Mm“, sagte Gust.

Das war diesmal ein unverkennbarer Laut der Zustimmung.

Gust nickte.

„Also“, lächelte Rikeldchen ihn an, „sag es doch, wenn auch nur ein einziges Mal: Wie geht es uns?“

Da sagte Gust leise, unhörbar fast, aber für Rikeldchen deutlich vernehmbar, mit einem wehen Lächeln, aber mit Lächeln: „Uns geht dat gaud.“

In dieser Nacht traf Gust der zweite Schlaganfall.

So oft die Verstörte auch am andern Morgen „Gust“ rief — er konnte seinen Namen nicht mehr hören.

Schließlich erkannte Rikeldchen, was geschehen war, beugte sich vor dem Schicksal, kniete an dem Lager des Toten nieder, faltete seine Hände, drückte ihm die Augen zu, küßte seine erkalteten Lippen und sagte: „Schlaf gut, Gust — schlaf — schlaf —“

Rikeldchen blieb, als sie ihre Strafe verbüßt hatte, im Dienste des Gefängnisdirektors.

Sie half in der Küche, schälte Kartoffeln, betreute die vier Jungen ihres Dienstherrn, putzte Schuhe, flichte, stopfte, führte Botengänge aus.



Ascona. Gesamtansicht.

Überall hin durfte ihr Herr Rikeldchen schiden. Sie ging ohne Zittern an ihrem früheren Hause in der Hohen Straße vorbei. Sie betrat, ohne zu stocken, ihr Häuschen in den Baraden. Nur in die Aderstraße setzte sie ihren Fuß nicht. Dorthin mußte, wenn ein Botengang zu einem ihrer Bewohner nötig war, der Gefängnisdirektor jemand andern schiden. Das Haus ihres Ruhestandes, in welchem es ihr dem Schein nach besser als auf der Hohen Straße, der Wahrheit nach so schlecht ergangen war wie nicht einmal während der Hungerjahre in den Baraden, wollte, konnte sie nicht wiedersehen.

Fragte irgendwer auf der Straße, in einem Laden die hurtig ihres Weges Dahinschreitende: „Rikeldchen, wo geit'?" so antwortete sie: „Uns geht es gut.“

Uns! Niemals: mir. Denn bei allem, was sie fühlte, dachte, sagte, schloß Rikeldchen Gust ein. Wie also nicht auch bei dieser Antwort! Oder konnte es einem Menschen besser gehen als Gust? Der — wie seine Mutter — mit einem Freudenwort aus dem Leben geschieden war. Der Frieden gefunden hatte. Jenen Frieden, nach dem auch sie sich von Tag zu Tag tiefer sehnte.

Als die Stunde sichtbar wurde, in der sich dieser Friedenswunsch Rikeldchens erfüllen sollte, lag sie mit einem Lächeln auf ihrem letzten Lager.

In der Nacht starb Rikeldchen.

Ihr letzter Hauch formte sich zu einem Ruf des Glückes. Der hieß: „Gust—!“

— Ende —

Sinnspruch.

Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich werd genommen,
Doch weiß ich fest: daß ob mir ist
Eine Liebe, die mich nicht vergift.

Justinus Kerner.